

[6]

Unverföhlich.

Roman von C. S. von Debenroth.

Herr Lewis Moore hatte sich vor acht Wochen dem Bankier als Agent des Herrn Born vorgestellt und ihn dazu überredet, Herbert Ellerbed Kredit auf Beschul zu geben. Moore schlug die Bedanten Glimeyer's, sich auf das Wüchergeschäft einzulassen, durch das Verprechen nieder, er werde als der eigentliche Gläubiger öffentlich hervortreten, sobald es zu einer Kriftis komme und jede Verantwortung tragen. Glimeyer sollte in seiner Weise kompromittirt werden. Moore machte die Bekanntschaft Fort's allein zu dem Zweck, Herbert in die Falle zu locken. Er leuchtete ein junger Mann, der zum Leichtsinne geneigt ist, Kredit findet, um so sorgloser macht er davon Gebrauch und Fort, der längst sein Vermögen verdrückt, nur vom Spiel und Schmarotzern bei reichen Freunden lebte, war ganz der Mann dazu, den Plänen Moore's als Werkzeug zu dienen. Moore war der Besoldung eines Millionärs, er erzählte Wunderdinge von der Schönheit und Güte der einzigen Tochter desselben, man hörte, daß Prinz Waldemar, der sie in Nidende gesehen, von ihrem Zauber betäubt und gefesselt worden — der Millionär wollte sich bei D. ankaufen. Fort sah also in der Freundschaft, die ihm Moore entgegenbrach, das Mittel, sich auch in das Vertrauen des Millionärs einzuschleichen.

Glimeyer hatte früh seine Frau und bald darauf seinen einzigen Sohn verloren. Es war ihm nur eine Tochter geblieben und diese hatte das Unglück gehabt, daß ihr der Tod den Verlobten, an dem sie mit ganzer Seele gehangen, entriß. Sarah lebte seitdem nur für den Vater, wie sie diesen das Einzige auf der Welt war, an dem sein Herz noch hing. Für sie arbeitete und sparte er.

Sarah zählte bereits über dreißig Jahre, sie war nie schön gewesen und es war ihr daher leicht geworden, ein völlig jurischgezeugenes Leben zu führen, seit sie ihren Bräutigam verloren. Sie war sich dessen völlig klar, daß, wer ihr als Bewerber zu nahe versuche, ein niedriges Interesse dabei verfolge und nichts erlösen ihr widerwärtiger und verächtlicher, als die jaden Schmicheleien, mit denen Baron Fort geglaubt hatte, sich bei ihr annehmlich machen zu müssen, als er auf den Rath Moore's bei Glimeyer anfragte, ob derselbe geneigt sei, Wechsel von Herbert Ellerbed zu honoriren.

Diese Herren von der Hofgesellschaft, die ihren Vater nie angesehen waren, jetzt gleichmüthig wie Ohrwürmer, um Geld zu erhalten. An den Hof-Bankier wollten sie sich nicht wenden, damit der Präsident nichts davon erfahre, aber ihr Vater war gut dazu, als Wücherey gebrandmarkt zu werden, wenn er, um sein Geld wiederzuerhalten, die Wechsel präsentiren mußte.

Glimeyer erwartete den Besuch Herbert's. Er mußte es bereits, daß dieser komme, die Prolongation der Wechsel zu erbitten und er hatte die Aussicht, die er geben sollte, mit Moore verabredet. Der junge Mann trat in das Arbeitskabinett des Bankiers. Die erste Prolongation der Wechsel war kaltermäßig gefahren, sie war vor dem Fälligkeitstermine erfolgt, Moore hatte das Fort zu Gefallen vermittelt — heute war die Schuld verfallen, Herbert mußte als Bittender nahen.

Schamröthe brannte in seinem Antlitze. Der Weg war seinem Stolge schmer geworden. Er trug mit gepreßter Stimme sein Anliegen vor, er sagte, sein Vater werde gewiß die Schuld decken, heute ist deshalb zu bedrängen, wäre ihm unmöglich gewesen.

„Herr von Ellerbed,“ antwortete Glimeyer, „ich muß Ihnen klaren Wein einflößen. Ich habe grundräßig niemals derartige Geltschäfte gemacht, ich bin auch bei diesem nur eine Mittelperson. Jemand, der nicht genannt sein will, hat das Darlehen gegeben und erstet die Zinsen; um Herrn Moore

gefällig zu sein, habe ich Ihnen den Darleher verschafft, er nicht ich — stellt die Bedingungen, unter denen eine neue Krift gewährt werden kann.“

„Dann ist Herr Moore der Darleher,“ rief Herbert. „Nein, er hat mich zu meinem Bedauern dazu überredet, bei diesem Geschäfte der Vermittler zu sein. Er hielt den Herrn Baron von Fort für zahlungsfähig. Der Baron hat die Wechsel girirt, aber ich erfahre, hat er sein Vermögen. Mein Auftraggeber will die Wechsel nur unter der Bedingung prolongiren, daß sie in anderer Form ausgefittet werden. Statt des Barons müßte Ihr Herr Vater zeichnen, Sie müßten daneben einen Ehrenschein ausstellen.“ Herbert wechselte die Farbe. „Das erstere ist unmöglich,“ sagte er.

„Wann glauben Sie bestimmt zahlen zu können?“ „In vier Wochen genau.“

„Wollen Sie sich dafür mit Ihrem Ehrenworte schriftlich verbürgen? Mit der Unterschrift Ihres Herrn Vaters könnte ich den Termin auf drei Monate hinauschieben.“

„Der Baron werden mir genügen. Bin ich dessen sicher, daß der Ehrenschein in keine dritte Hand gelangt, von keinem gesehen wird?“

„Das verspreche ich Ihnen. Wird er rüchlich eingelöst, so erhalten Sie ihn zurück, ohne daß ich jemand gesehen.“

Herbert schrieb den Schein. „Es sind jetzt vierzehntausend Thaler, Herr von Ellerbed,“ sagte der Bankier. „Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, suchen Sie eine reiche Dirnach zu schließen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er sich, als Herbert eine Geste des Unmuths machte, „aber man hat mich erucht, Ihnen diese Gedanken nahe zu legen. Herr Moore deutete mir an, daß eine sehr reiche und schöne Amerikanerin den lebhaftesten Wunsch hegt, sich mit einem deutschen Gelmann zu vermählen. Ihnen Sie eine solche Partie in Aussicht, so brauchen Sie Herrn Vater nicht zu beschließen.“

„Hat Herr Moore Auftrag, mich ein solches Anerbieten zu machen?“ fragte Herbert nicht ohne Ironie. „Warum sagt er mir das nicht selbst?“

„Er äußerte sich zu mir über den Wunsch der jungen Dame im Vertrauen. Derselbe ist erklärlich, da ihr Vater ein alter, fränkischer Mann. Sie würde natürlich ihr Herz befragen, ehe sie wußt, wie das Gleiche von Ihnen zu erwarten ist. Moore sprach den Gedanken aus, als von Ihrer Verlegenheit die Rede war. Er sprach mit großer Achtung von Ihrem Charakter und bedauerte es, daß Sie, durch Freunde ausgebeutet, sich tief in die Schulden gefürzt haben.“

„Und doch dante ich es mir dem Interesse, welches er für ichsent, wenn er Sie bemogen, mir zu helfen,“ verzogte Herbert mit Bitterkeit, aber die Worte des Bankiers schienen ihn doch in seinem Urtheile über Moore irre zu machen.

Glimeyer zuckte die Achseln. „Ich kann mich nur an das halten, was Herr Moore mir sagt,“ verzogte er. „Danach beurtheilt er Sie sehr günstig, obwohl Sie gegen ihn sich zurückhaltend zeigen, während der Baron Fort Annäherung sucht. Diefem würde er nicht den Gedanken nahe legen, von dem ich zu Ihnen gesprochen.“

„Die in Rede stehende Dame,“ entgegnete Herbert, „ist jedenfalls dieselbe, von der man erzählt, daß sie den Prinzen Waldemar in Nidende gefesselt. Da wäre es von mir sehr küßn, rivalisiren zu wollen.“

„Herr Born hat mit seiner Tochter Nidende plötzlich verlassen,“ verzogte Glimeyer, „weil diese Huldigungen eines galanten Prinzen weder ihm schmeichelt, noch der jungen Dame angenehm waren.“

Herbert verzogte die Wila des Bankiers in gehobrer Stimmung. Er hatte fest geglaubt, daß Moore, der ihm inständig zumider war, derjenige wäre, der das Darlehen für ihn ge-

Schne oder Schmir gelagt wurde. Durch Hin- und Herzsehen der Schne und unter beständiger Druck wurde der Stab in Drehung gefest, ähnlich wie bei uns Uhrmacher und Mechaniker noch bohren und wie es noch heute von wilden Wölfen bei der Bereitung von Feuer mittels eines Bogens und Dautels geschieht. Die feste Erzeugung des abgeflachten Stabes und neue Zuführung neuen Sandes brachte es endlich dahin, daß der nasse Stein durchbohrt oder vielmehr durchgeflissen wurde. Nächstens sollte das Bohrohr auch durch Anwendung dickerer Säbe und leitlicher Stellung noch legatörnt erweitert werden. Daß dazu eine Uahme von Zeit erforderlich gewesen sein mag, ist anzunehmen, indeß können derartige mühselige Arbeiten bei der Bekannter fürperlichen Ausdauer wenig oder gar nicht kultivirter Wölfer feineswegs befremden. Es konnte aber natürlich nicht ausbleiben, daß der Mensch in dem Bestreben, dieses unvollkommene Verfahren zu verbessern, in der Folgezeit anstatt des Holzbores eine Knochenbohrer zum Bohren anwandte, welche sich widerstandsfähiger zeigte und die Arbeit bedeutend beschleunigte. Derartig beschleunigte Bohrvorgänge lassen sich noch ihre einrige Beschreibung erkennen.

**Ständiges Kindvieh.** Es war im Jahre 1898, als das in B. am in in G. wohnende holländische Infanterie-Regiment, dessen Kommandant ein junger feuriger Franzose war, von der Stadtbehörde einen großen Exercierplatz verlangte. Oberst W. war mit dem dazu angebotenen Plage nicht zufrieden, er verlangte zu diesem Zweck die große Bürgerweide. Man verzweigte indeßen den Gebrauch dieser Weide aus dem Grunde, weil dieselbe Eigenthum der Bürger sei, deren Mächte beim Wollen um durch die ühenden Truppen gelüth würden. Der eiserne Wille des Franzosen setzte sich aber nicht an diese Vorstellung und auf Beschluß des Obersten ist der Befehl erlassen, am andern Morgen anzutreten. Der Befehl wurde vollzogen, es war ein nebliger Octobermorgen; nachdem die Sappere die Umfriedung mit ihren Aerten niedergebaut hatten, marichirte das Regiment mit klingendem Spiel, den Obersten hoch zu Huh an der Spitze, auf die Weidevor. Doch wie oft im Leben der Feind sich dort am ersten zeigt, wo man ihn am wenigsten vermutet, so auch hier. Vom harten Nebel verdeckt, standen Bremens Rüge in gedohnter Ordnung schaarenweise verammelt, um gemolten zu werden, als mit einem Mal das Geräusch der Waffen und die ungenohnte Janitscharenmusik kammische Wägen mit ihrem Stier an der Spitze, in Vorzug brachte. Da half kein Kommando, kein Hüfen, kein Schellen des Obersten, brüllend, mit aufgeborenen Schreien, durchbrach das Kindvieh die Kolonnen. In wilde Flucht wurde das ganze Regiment von dem gebürtigen Feinde verprengt. Das Volk jubelte: „Das hat unsre Wulle mit sine Rüge dohn!“ Bremens Rüge hatten einen vollständigen Sieg erröchten und dem jungen Obersten die Wehre gegeben, daß es sich empsiehlt, zuerst, wenn man einen Exercierplatz wölht, die Derlichtigkeit unterzuden zu lassen.

**Wetzwert.** Die pariser „Curiosität Unverselle“ schreibt: Der König der Wele für diesen Winter ist der Schwarzg Ruch, der für in Rantichkeit zulassen ist. Sein Fell gilt zwischen 200 und 6000 Frsch., also soltet ein mit Schwarzguch gefitteter Mantel die Kleinigkeit von 50,000 Frsch. Nach dem Schwarzguch kommt der Blausch, dessen Fell von 500 bis 2500 Frsch. im Preise schwankt. Ein ganzer Mantel kostet um etwa 25,000 Francs. Das Fell des sibirischen Wierses soltet wieder zwischen 2000 und 6000 Frsch., ein Mantel 30,000 bis 40,000 Frsch. Vom schwarzen Jobel soltet der Preis eines Mantels etwa 25 — 30,000 Frsch. Zu den billigsten Pelzen gehört noch der sibirische Otter, von dem man einen einfachen Pelzof schon für 6000 Frsch. bekommt. Interessiren mag auch die Bemerkung des selben Blattes, daß der Wuff, heute ausschließlich zur Ausrüstung der Frauen gehörig, am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts von den Männern getragen wurde. Die Wode kam aus Italien und aus dem italienischen Wort „Manchia“ stammt auch das Wort „manchoa,“ womit die Franzosen den Wuff bezeichnen. Besonders die Größe der Wuffe war damals sehr und der Wechsel der Wode unterworfen, bald trug man sie ganz groß, bald winig klein. Ein Welschändler in Gen, den die Wode der kleinen Wuffe, begrifflichermelie sehr verdroß, kam auf ein originelles Mittel, die großen Wuffe in Aufnahme zu bringen. Er schenkte dem die großen Wuffe einen Louisdor und einen kleinen Wuff, den jener am Tage einer Hinrichtung tragen mußte. Der Denker eröchten richtig mit einem kleinen Wuff auf dem Schafot. So fort kamen die kleinen Wuffe ab. Aber der Polizeioffizier hatte ebenfalls einen kleinen Wuff bei der Hinrichtung getragen, ließ den Henter kommen und dier gestand, wie er in den Besitz des Welschwerkes gelangt war. Schließlich wurde der Welschändler ins Gefängnis genommen, trotzdem er betone, daß er seine Waare verkaufen könne, wie er wollte. Das Verurtheilte zu Wonen gab ihm auch recht und zuletzt wurde der Polizeioffizier verhaftet und verurtheilt, den Kaufmann reichlich zu entschädigen.

**Der Todtenkopfschmetterling** hat, abgesehen von seiner Größe — er übertrifft an Körpergröße alle andern einblütigen

Schmetterlinge — und von der einem Todtenkopf ähnlichen Zeichnung auf seinem Rücken noch durch zwei sehr merkwürdige Eigenschaften öfter die Aufmerksamkeit von Forschern und Laien auf sich gelenkt. Einmal nämlich gehört er zu den Insekten, die eine Stimme besitzen: er bringt, wenn er gereizt wird, einen tiefen Ton hervor, der nach den Untersuchungen von H. Wagner und Vandois durch das Ausflöhen von Luft aus der vor dem Wagen liegenden Saugblase durch den Hühner hindurch hervorgerufen wird. Die zweite Eigenthümlichkeit wird von manchen in Zweifel gezogen, obwohl wiederholt Beobachtungen darüber in der Literatur mitgetheilt worden sind. Danach soll nämlich der Todtenkopf zuweilen in die Bienenkörbe eindringen, um den Honig zu rauben. Nach einer von Prof. Zschingberg in „Wochens Theaterleben“ mitgetheilten Aufschrift des Gerichtsrats Vichow in Temeswar nennen die Banater Bauern den Todtenkopf „Wolf, Wolfsschmetterling,“ und wissen, daß er mit andrerer Dunkelheit in die Bienenkörbe eindringt und Honig raubt. Der Bericht erstatter, den diese Angaben betreffend, übergeugte sich selbst, hörte beim Eindringen des Schmetterlings ein bald wieder verstummes Aufrauschen der Bienen im Stod, nach vier bis fünf Minuten wiederholte es sich, und der Todtenkopf kam heraus. Es wurden mehrere nach einander gefangen, von denen zwei sofort getödtet und in der Saugblase ein halber Theelöffel voll Honig gefunden. Die Erödung erfolgte durch Abschnitten des Kopfes, wobei die Ziere genauig piepen, was bei der mit Honig gefüllten Saugblase dem Beobachter nicht unerwartet eruechte. Die Insekten schienen den Nüchtling zu veroligen; denn mit ihm wurden auch Bienen im Range aufgefunden, ebenso wurden der Berichterstatler und der Bienenwarter von den wild gewordenen Bienen gelochen. — Neuerdings hat auch ein englischer Beobachter, J. H. S. Clifford, wieder eine Angabe mitgetheilt, wonach einer seiner Freunde in Grabsden einen Todtenkopf bei dem Versuche überzudeit, in einen Bienenkorb einzudringen. Durch die Bauart der modernen Bienenkörbe wird dem Schmetterlinge der Eintritt unmöglich gemacht; wo aber noch die alten Bienenkörbe in Gebrauch sind, da vermag er einzu- dringen, und gelegentlich hat man nach Clifford den Schmetterling todt in einem Bienenkorbe gefunden; die Bienen hatten dann, unfähig, den großen Raubder hinauszuflößen, denselben mit Propolis (dem von den Bienen erzeugten und zum Versitteten von Läden und Nigen benutzten, aus Darzstoffen bestehenden „Kleb“ oder „Stopfwachs“) überzogen. Clifford giebt auch an, einige Bienenwarter des Fehlandes hätten entnommene Bienen müßten, daß sie den Ueberfall der großen Schmetterlinge anselget seien, und wenn Bienen in einem altmodischen Korbe untergebracht würden, so eröchteten sie eine Art Beselungsbange am Eingange, die den Todtenkopf am Eindringen hindert.

**Berechtigter Frage.** Schauspieler: „... Warum heut so stille, Herr Corio?“ — Librettist: „Ich bin in Gedanken verfunken!“ — Schauspieler: „In wessen?“

**Gelochterstol.** Ein Professor wird am Schluß eines längern Vortrages von Vielen begrüßlichlich; nur ein Kritikus wagt leise einzutreten: „Aberdings haben einzelne Ihrer Vorstellungen mit gewissen Thatfachen im Widerpruch?“ — Der Professor unterdrückt ihn, indem er ihn scharf ansieht und antwortet: „Sehr bedauerlich für die Thatfachen!“

**Zu spät!** Kavalier: „... Also auf Ihr Schmelzen bauend — wäre es nicht thöricht, hier in unremem verörmten alten Familienstaud die edlen Steine durch falsche ganz kenntbar zu verhandigen?“ — Zu weller: „Gewiß, Herr Graf... nur hat es Ihr Herr Vater schon gethan!“

**Wiffa. U.** „Wartt du denn in dem neuen Gasshof zurreden? Wie waren denn die Weten?“ — W.: „Comme-l'ho!“

**Schreckliches Vech.** Ein junger Dichter läßt sein neuestes Trauerpiel auf einer kleiner Vorstadttheater zur Aufführung bringen. In der Sauphene, auf welche der Dichter seine höchste Erwartung gesetzt, vertritt sich die erste Liebhaberin und ruf mit marktschreierndem Pathos — anstatt: D. du Grausamer! — „D. du Kaufmann!“ (Zitig. Wäler.)

**Immer Soldat.** Ködian (seht ihm gegen die Seite vor): „Vor mein macht du denn da Honneur?“ „Weil es im Regiment heißt: „Dem Vorgefekten hat man die Ehrenbeguegung zu leisten!“

**D diese Kinder.** Mariechen: „Tante, wo hast du nur deine Kanone gelassen?“ — Tante: „Welche Kanone?“ — Mariechen: „Nun, Papa sagte doch, du hättest geteilt im Konzert unter der Kanone gelungen!“

**Aus der Instruktionstunde.** Wachmeister: „Wißt ihr überhaupt, was ein Pferd ist? Ein Pferd ist ein vierfüßiges Geschöpf, dem jeder von euch Schafköpfer auf den Knien danken soll, daß es ihn auf seinem Rücken duhet.“

Be die Wöcher: unverändert; Germanen setzen in Halle.

Stund und Krieg von Otto Fendel in Halle a. S.



geben und daß er die Stundung der Schuld sehr theuer werde bezahlen müssen. Das war nicht geföhren, Elmsener hatte versichert, daß Moore nicht der Darleher, daß er ein aufrichtiges Interesse für Herbert habe.

Herbert hatte, wie wir schon angedeutet, seinen Vater für einen reichen Mann gehalten, er hatte nie an eine Geldbetracht gedacht, jetzt war ihm diese Idee in verlockendster Weise nahe gelangt.

War die Millionärin schön und begehrendwerth, verachtete sie den eiteln Triumph, einen Prinzen zu ihrem Hügel zu sehen, wünschte sie nur in einem Manne, den sie lieben und achten konnte, eine Stütze fürs Leben zu finden, warum sollte er da den Versuch scheuen, sie zu erobren, wenn sie auch sonst seinen Neigungen entsprach?

Herbert war dadurch, daß sich die Rückkehr seines Vaters aus dem Bade in unerwarteter Weise um einige Tage verzögert, in die tiefe Lage gekommen, die volle Woche auf den Tag verschlafen zu müssen, wo seine Besuche fällig, denn erst gestern am späten Abend waren seine Eltern in D. eingetroffen. Die Mutter fertigte leidend zurück, der Fuß schmerzte sie noch — der Präsident, dem Herbert nur die vorbereitenden Worte geföhren, daß er leidenschaftlich geneigt und von Gläubigern hart bedrängt werde, war in einer Kanne, die Herbert den Muth geraubt, die Höhe der Summe zu nennen. „Du hast nicht geföhren, wie viel du wacker verpfiest oder vergaibst,“ hatte der Vater ihn angefaßt, „aber diesmal magst du zusehen, wie du dir selber hilfst.“ Ich habe keine hundert Thaler in der Kasse, es sind Rechnungen zu bezahlen, zu allem Uebrig den ich habe, kommt der Kummer, den du mir machst. Ich gebe dir mein Ehrenwort daß ich kein reicher Mann bin. Von meinem Vermögen sind noch 18000 Thaler übrig und wenn ich den Notzgrößen antauchen wollte, dir zu helfen, müßte ich bei dem augenblicklichen Stande der Papiere mehr verlieren, als selbst der Wucherer fordert.“

Es machte einen niederdrückenden Eindruck auf Herbert, daß er mehr an seine Gläubiger schuldete, als die Hälfte des väterlichen Vermögens betrug. Er wagte keine Schuld nicht zu bekennen. Er sagte die Vorzüge, die er gegen Fortz gekauft und dachte, wenn er nur heute Stundung der Zahlungserhielt, seinem Vater bei günstiger Gelegenheit alles zu gestehen und sich zu verpflichten, wenn er eine neue Karriäre ergreifen zu dürfen, bis das Geld abbezahlt, das er vom Vater nur als ein Darlehen erbitten wollte.

Jetzt durchschaute ihn ein anders Hoffen. Wenn er das Ziel erreichte, das man ihm in Aussicht gestellt, brauchte er, wie Elmsener gesagt, seinen Vater nicht zu beschlagen. Er konnte ihm bittren Kummer und schwere Sorgen ersparen, sich aber eine gesicherte Zukunft verschaffen — war dieser Preis nicht selbst eines Opfers werth?

Zu derselben Zeit etwa, wo Herbert den Ehrenstein über seine Schuld anstellte, sah in einem hochdeleganten Zimmer des ersten Hotels von Wien Christian Born und durchsah die für ihn toeben eingetroffenen Postfächer.

Er war ein geachteter Mann, der mit zitternden Händen die Briefe öffnete. Er hatte mehrere Gemächer in der ersten Etage des theuren Hotels in Beschlag genommen, er hatte sich das Diner am dem Zimmer ferretren lassen, es waren doppelte Teppiche für ihn auf die Fußböden gelegt worden und sein Privatdiener, der Schuppe trug, durfte allein sein Zimmer be-

treten — alles das, weil der von Schmerzen geplagte Mann beim leisesten Geräusch zusammenzuckte, weil er keinen Menschen sehen oder hören mochte.

Man sollte glauben, daß ein solcher Mann, den körperliche Leiden früh gezeichnet, dem alles Gold, das er besitz, keine Freude verschaffen, nicht einmal etwas bieten kann, was die Schmerzen erträglicher macht, alles Interesse für die Welt verloren, das er nur an diejenigen denken konnte, die ihn mit Liebe und Eifer pflegten, daß er zu mirbe geworden, um den Himmel herauszuföhren durch Trost gegen die Warnung: Vergebe euren Feinden, damit euch vergeben werde.

Dem war aber nicht so. Ein doshast schadenfrohes Rädeln wurde über das schmerzverzerrte Antlitz, die Nachrichten, welche Born erhielt, schienen leidenschaftlichen Haß zu betriebligen. Die zitternde Hand vermag kaum den Brief zu halten, aber gierig verschlingt das Auge die Zeilen.

„Heute also,“ murmelt die bleiche Lippe. „Er erwartet, daß die Zahlung ausbleibt, er würde das nicht schreiben, wäre es nicht so gut wie gewiß. Aber was ist das?“

Wern hatte wieder in den Brief geschaut und las die folgenden Zeilen laut.

„Ein junger Advokat, Georg Fleming, beivirbt sich im Kreise S. um ein Mandat zum Landtage und erregt Aufsehen durch die Kühnheit und Schwärze, mit der er das herrschende Negierungssystem geißelt. Er soll der Enkel eines Arztes sein, der den gleichen Namen trägt. Ich hoffe im nächsten Briefe mittheilen zu können, ob der alte Arzt die von Ihnen gesuchte Person ist.“

Das Blatt entfiel der Hand des Kranken, das Auge starrte sinnend ins Blaue. „Er hatte keinen Sohn,“ murmelte er vor sich hin. „Sie war sein einziges Kind.“

Es zuckte wild um die Lippen des Kranken, als ob etwas anderes bei dieser Erinnerung ihr heftiger noch erregte, als ob körperliche Schmerz. Die magere Hand ballte sich krampfhaft.

An der Kette zu liegen, vom Wasser, und wie ein Verschmachter nach jedem Tropfen Zahlung dürsten zu müssen, den man dem Bettler reicht,“ knirschte es. „Nimmer zur Schuld verdammt, während ich Hunderttausende, ein Jahr des Lebens hingäbe, selber suchen zu können. Nicht zu wissen, ob sie noch lebt oder todt!“

Wenn es ihr Sohn wäre, wenn der Alte ihm seinen Namen gegeben! Aber nein. Dann dürfte er wohl nicht austreten gegen diese Negierung, deren Seele der Wuth ist.“

Der Kranke zog ein Medaillon, das er verborgen auf der Brust trug, hervor und bestete das Auge auf ein Frauenbild, welches dasselbe zeigte. Es war nicht Befremdung, was ihm bei diesem Anblick erfüllte, es war, als brauche er ein Gift, seinem Haße Nahrung zu geben.

Das Blut strömte ihm feiner durch die Adern und eine Narbe, die sonst an seiner Stirn kaum zu bemerken war, färbte sich dunkelroth.

„Als ich ging,“ — murmelte er, „konnte ich nur fluchen und die Vergeltung anrufen, mich zu rächen; als mir das Geld in Strömen zuflöß, war es mir, als wolle der Himmel mir die Kraft in die Hände geben, mir selber Rache zu verschaffen und jetzt, wo ich sie kommen sehe, bindet er mir die Hände, legt mir bleierne Ketten an die Füße, da läßt er mich nach jedem Tropfen Kühlung lehzen.“ —

(Fortf. folgt.)

### Der Findling.

Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von A. Gromer.

Nach vier Wochen bot der Parrer Marie und Meinhold als Brautleute auf.

Die Weiden waren sehr glänzlich, wenigleich sie wohl fürchten, daß der Bärenhofer nur einem ihnen unbegründeten Zwange nachgegeben hatte, da er in ihre Verbindung willigte. Mehl hatte noch eine Unterredung mit ihm gehabt, der auch Marie und Meinhold zum Schluß betwohnten, um freudig überrecht eine Schenkungsurkunde zu unterschreiben, welche das Heirathsgut, das Marie erwarten durfte, um ein Bedeutendes überstieg.

Freud war seit jenen Tagen aus dem Orte verschwunden. Der alte Gädler erzählte es eben, der es hören wollte, daß sein Junge längst habe nach Wälder gehen wollen, und daß er nun sein Wort halten ausföhrt.

Er selber hauste noch der geräuschlos gefeierten Hochzeit verdrossen am Bärenhofer weiter. Zuweilen reiste er noch der Stadt,

auch gab er Briefe mit vielen Siegeln dahin auf, die alle an seinen Sohn adressirt waren.

Der Posthalter pliegte dann zu sagen: „Bin neugierig, wie lang das der Bärenhof noch ausdauert.“ In der That ist das große Gut nicht mehr allein in Gädler's Händen zu sein, denn hier und da kamen Fremde, welche sich für dessen Gründe und Wäldungen ungemein zu interessieren schienen. Das ging zwei Jahre lang so fort.

Im Schulhaufe war inzwischen mit der Liebe und der Wohlhabenheit auch das Glück eingetroffen. Wie Geschwister lebte das junge Ehepaar mit der Noth zusammen. Die Geschwister, ist, bald nach ihrer Verheirathung wurde die Noth krank. Wochenlang mußte sie liegen, endlich aber erhob sich ihre zähe Natur wieder. Die neueste Pflanze hatte sie umgeben. Eines Tages schenkte ihr Marie ein neues Kleid, das sie ihr von dem gleichen Stoffe, von dem sie selber eines trug,

während ihrer Krankheit angefertigt hatte. Die arme Noth war über die Güte und Verschönung ihrer Herrin innig erwiebt, dankte herzlich und zog das Kleid mit Wäldich Mariens sofort an.

Nicht lange sahen die beiden plaudernd und näher beknämen, da trat Meinhold herein.

Er blieb an der Thür stehen und betrachtete sie mit immer mehr wachsendem Interesse. Es war ihm die unverkennbare Heftigkeit zwischen beiden vorher niemals aufgefallen. Jetzt, wo die Krankheit Noth's Gestalt feiner und heller gemacht hatte, war sie verjüngt war vom Glücke, das sie ihm sich herum sah und das sie selber geschloffen, wo überdies der äußere Umstand der gleichen Kleidung dazu kam — jetzt war diese Heftigkeit eine sehr auffallende.

„Was ist denn, Georg?“ fragte unbefangen Marie, und er antwortete ihr, wie ahmend.

„Nur schau wie Geschwister aus.“ — Da erhob sich mit einer abmüthenden Geberde die Noth — aber schon lag die junge Frau mit einem Schrei und eine Aufschluchzen an ihrem Saule.

„Noth — Schwester, i vertheil' net, wa's sein kann — aber geht, der Georg hat recht!“

Wie ein Blitz war die rechte Erkenntnis über das Ehepaar gekommen, die für den unbedingten Eintrag der Noth auf den Bärenhofen jetzt einen, freilich noch sehr geringfügigen Schlüssel hatte. „Nur drückte unwillkürlich, die jüngere Schwester aus Herz — dann aber sagte sie, sich gewollten Muth erkämpfend: „Seid's froh. — Kennt der's nicht, was ihr erstat'n habt's. Meinhold ist mir recht — denn laßt das' i do wern, der mir gern hab'n mu a.“

Während, lächelnd schauten die beiden Frauen einander an; Meinhold aber, der Noth's Hand ergreifen hatte, sagte gerührt: „Auch mir ist's recht, daß du nun ganz zu uns gehörst. — aber das hat's nicht gebraucht, um dich gern zu haben und dir Dank schuldig zu sein unter ganzes Leben lang.“

„O herr Meinhold!“ begann demüthig Noth. „Der aber unterbrach sie: „Herr Meinhold? Bin ich jetzt nicht dein Schwager?“

Da lächelte die Noth: „Meintuog'n — wann mir allan fan — vor die Zeit aber bist du mein Herr!“

Und so blieb es. Auf Noth's Bitten drangen Marie und Georg auch nicht in sie, das Geheimnis ihres Lebens aufzudecken, doch lebte Noth von nun an als Gleichberechtigte neben ihnen.

Etwa zwei Jahre nach Mariens Hochzeit war der Bärenhofer ein Frier.

Er mußte von Hofe.

Nun hätte es lange kommen sehen. Im Schluß war das einzige Sorge. Marie hatte es oftmals berichtet, dem Vater zu einem Werkere mit ihr und ihrem Name zu bewegen, Reinhold selber war ihm mit Freundschaft entgegengekommen. Alles war nutzlos. Trotz wurden beide, so oft sie kamen, von ihm abgewiesen. In jüngerer Zeit sah man den reich vertheiligt gemordenen Alten fast nicht mehr außer seinem Hause, das freilich längst nicht mehr sein war.

In einem Wintermorgen war es, als Fremde in einem Wagen durchs Dorf fuhren, sie hielten draußen vor dem Bärenhofe. Ein unbedingtes Weien folgte dem Wagen so rasch, als es seine Schwächlichkeit erlaubte. Welch, zitternd lebte das junge Weib dann an der befeineten Heide, in deren Dornenstiele unbenutzt ihre Hände griffen.

Lange wartet sie. Nun steigt ein Schauer durch ihren Leib. Aus der Sinterthür des Bärenhofes, die sie instinktiv mit ihren lebhaften Augen übernacht, tritt ein Greis.

Er tappt hin, tiegebeugten Hauptes am Haule entlang, zuweilen wölft er sich die Augen. Nicht vorwärts wollen seine Füße.

Es ist der Bärenhofer, der als Bettler von Haus und Hof geht — darin er ädt, wie ein edler Bauer ausgedrückt bis zur letzten Stunde, in der schon die neuen Seceren ihren Eingang hielten.

Nun steht er an der Kattentüre, die den Hausgrund mit der Dorfstraße verbindet.

Die Thurt gar häßlich, da er sie öffnet. Er schreckt darüber und noch über etwas anders zusammen. Dort drüben lauscht jemand, der seinen jämlichen Auszug leben will.

Doch nicht der Born steigt so beullich in des Alten Antlitz, nur schmerz Leid und fette Scham.

### Punkte Breitung.

Technisches aus der Zeitzeir. Mancher wird, z. B. gelegentlich eines Besuches des Museums für heimathliche Geschichte und Alterthumskunde (Wohnungsinstitut) in Wien, bei der Beschreibung von Werkzeugen aus der Steinzeit sich die Frage vorgelegt haben, auf welche Weise es denn der in jener weit entlegenen Zeit lebenden Bevölkerung möglich gewesen ist, den harten Granit zu durchbohren und den so äußerst harten Feuerstein zu glätten und auszupeilen. Ungewöhnlich ist damals auch schon eine gewisse Kultur vorhanden gewesen, da viele aufgefundenen Stein- ätze und -Spinner glatt durchgehöhnte Bohrer haben und steife, ganz elegante Formen zeigen. Man darf nun mit Sicherheit annehmen, — und unternehmene Versuche haben es mehrfach bestätigt, — daß, so unglücklich es auch auf den ersten Blick erdneinert mag, die ältesten Durchbohrungen mittels eines Holzstabes und feinen Sandes geöhren sind, und zwar in folgender Weise: In eine vertieft Stelle des zu bearbeitenden Stein'es brachte man zunächst schweifartigen mit Wasser benetzten Sand, stellte dann einen Holzstab darauf, um den eine

Der Johannes' Gädler ist nicht geworden unter der Sorge der Noth und der letzte an ihm nagenden Heine, welcher das Unglück ein Herz geöhnet hat.

Er drückt den Gut tief ins Gesicht und wendet sich waldwärts. In Dorte hat er ja nichts zu suchen, dort können sie ihm ja sein unvollendetes Geschick, dort können sie ihn mit Recht, dort ist sicherlich für ihn nur Hohn und Umweilung zu holen.

Darum geht der Gädler den Wäld zu — dort und darüber hinaus ist wenigstens nur die Gleichgültigkeit und die — Fremde. Bei diesem Gedanken wird freilich sein Herz recht jöhmer — aber er fühlt es — noch ist das Gesicht nicht gegen ihn. Da er so wohnt weiter geht, — folgt ihm ein Schatten, und ganz leise sagt jetzt eine vor Weh bebende Stimme:

„Vater! Wollst' net liaba den andern Weg nehmen?“

Marie, der Georg und i' wa'r'n schon so lang auf Gäd'! Der Bärenhofer hebt wie ein Zitternender den micken Kopf, er schaut in Augen voll flehender Liebe und hört, daß die, welche einst seine Mädchen war, gegen deren Willen es keine Eintrache gegeben, die gegen welche er am meisten geneigt, ihn freiwillig „Vater“ nennt.

Das innere Glend der letzten zwei Jahre sieht wie ein böier Traum an ihm vorüber. — Eines ist ihm freilich geronnen — der Reichthum; aber ein anderes ist ihm geworden — die Theilnahme, die Liebe der Kinder.

Wieder hebt da eines von ihnen die Augen, die Hände zu ihm empor — noch verlangt man nach ihm, noch gehören ihm Herzen.

Er schlüß auf und breitet dann die Arme aus, und Noth liegt um erriemal am Herzen des Vaters.

Der Schnee fällt in dichten, weichen Schichten nieder, während sie Hand in Hand auf selbwegem zum Schulhause gehen.

Nicht weit Noth von fernem einem Bauern herankommen und sie läßt rasch die Hand des Vaters los.

„Warum?“ fragt der.

„Es der's ja Köaner wiss'n!“ antwortet sie und wird roth — so roth, als der Bärenhofer blaß wird.

„Das wird mich schwerlich Straf sein, glaub mir's, Noth,“ entgegnete er der Tochter, die um seiner Eiderkeit willen nie als seine Tochter sehen darf.

Da sie zum Schulhause kommen, stehen eben die Kinder fern aus. Der Bärenhofer schließt die Hände vor's Gesicht und übermüth seiner Erziehungsbedürfnisse einen weissen Dampf aufzusehen. Noth wirft ihm einen liebenden, bedeutamen Blick zu. Er geht dem zögernden, alten Mann rasch und freundlich entgegen, während die Noth in den Hausthur tretend leise sagt: „Da bring i untern all'n Batern. Gott a'ge'n' sein' Eintrit.“

„Gnädig Gott, Bärenhofer, und laßt willkommen für immer bei Euren Kindern,“ sagt der Vater ernt. Er hat die Noth verstanden. Er führt ihn in die Stube, wo ein kleiner Würfel am Boden herumkarrt und einer Holztrumpete ganz merkwürdige Töne entlockt.

Derweilen ist die Noth in die Küche geht.

„Marie, i hab' Euch 'n Batern bracht — wann's ihm net E'r' halt's — so geht i mit ihm,“ flüstert sie der Schwester tief ernt, — so doch die steigt schon an ihr vorbei ins Zimmer hinein.

„Vater, endit, endit bist kamma. Da schau mein Wuol'n an, haßt a Johanes wie du — wirk'n do gern hab'n?“

Es hält dem Greis, den ihr Mann in die Sophae gefest hat, das Kind hin und hint neben ihm auf die Knie.

So weich getrimmt und so verlassen hat sie ihn noch nie gesehen. Der Bärenhofer schließt die Hände vor's Gesicht und schluchzt laut — aber der kleine Hans leimt sich an des unbekanntem Großvaters Knie und zerrt an dessen Ärmeln. Er ist ein rohes Wäldchen und mag Tränen nicht leiden; und da er sieht, daß der alte Mann ruhiger wird, klettert er auf dessen Knie und macht sich's da bequem. Die Geschwister und der Vater lächeln, wermehlt ihre Augen feucht sind; endlich schaut der Bärenhofer auf und seine Augen sind nimmer ausgeträumt wie früher. Er wundert von einem zum andern, während er den lieben, kleinen Vermittler fest an sich drückt — dann aber streckt er die freie Hand nach Noth aus, die mit einem glücklichen, guten Lächeln ihre beiden Hände hineinsteigt. „Wahs Vater!“ sagt sie leise dabei — und alle wissen es — daß der Bärenhofer und die Noth von nun an am engsten zueinander gehören.

E n d e.

